

Ja zu sagen. Nur dann sind wir katholisch. Es ist deswegen falsch, wenn man katholisch sein will, ohne orthodox zu sein, wie die Verfasser es wollen, wenn sie schreiben: »Katholisch ist, wer den katholischen Glauben hat. Aber dieser Glaube ist für uns nicht identisch mit bestimmten Lehren und Lehrformeln. Die Annahme der letzteren ist Orthodoxie. Religiöser Glaube, katholischer Glaube bedeutet uns Bejahung und Anerkennung der religiösen Werte des Katholizismus. Diese Werte liegen eine Schicht tiefer als die Lehren« (238). Und wenn es heißt: »Unsere Parole ist sowohl Kirche als auch Evangelium« (236), so weiß der Katholik, daß diese Disjunktion eben unkatholisch ist, findet er doch das Evangelium in der Kirche und die Kirche im Evangelium!

Wenn katholischer Glaube nach der Heiligen Schrift und der lebendigen Tradition der Kirche ein »obsequium rationale« sein soll, so ist alles andere damit gemeint, als daß der Glaube sein Motiv und seine Sicherheit aus der Ratio und dem Intellekt herleite. Wer das Wort und den katholischen Glauben so sieht, wird nie zur Gewißheit des Glaubens kommen mit allen noch so wissenschaftlichen Methoden und in seiner Enttäuschung mit dem Glauben seiner Kirche brechen oder in einen ebenso unkatholischen Irrationalismus flüchten, der auf die Dauer für den Menschen, den der Schöpfer nun einmal mit der Vernunft beschenkte, untragbar sein wird. Das Buch ist Beweis dafür in seinem merkwürdigen Gemisch von Irrationalismus, der - genauer besehen - mehr ein Ressentiment gegen die scholastische Theologie ist, und anderseits einem übertriebenen Rationalismus, demzufolge man wiederholt vernimmt, was an »Wissenschaftlichkeit« verlangt wird, oder gar hört, daß es in der Überwindung der Krise »nur einen Weg gibt, sie zu überwinden: die ernste wissenschaftlich vertiefte Selbstbefinnung auf die ewigen Werte des Katholizismus« (29). Es geht dem Christen gar nicht um dieses Gebilde des Katholizismus. Es geht ihm um die lebendige Kirche, in der immer noch das Pauluswort gilt: »Meine Rede und meine Predigt bestand nicht in überzeugenden Worten der menschlichen Weisheit, sondern im Erweise von Geist und Kraft. Denn euer Glaube sollte sich nicht auf Menschenweisheit gründen, sondern auf Gotteskraft« (1 Kor. 2, 4 u. 5).

Umschau

Von der Lebenskraft der Kirche

Nicht ohne guten Grund sprechen wir heute oft von einer Rückkehr unseres Christenlebens zu den Zeiten der jungen Kirche. Wir sprechen von einem Wiedererwachen des Bewußtseins um die Kirche als den geheimnisvollen Leib Christi. Die Stellung des Herrn selbst als unseres großen Mittlers zwischen uns und dem Vater, als des Erstgeborenen unter vielen Brüdern, ist uns wieder lebendiger geworden. Das Wort von Christus, unserem

Bruder, erschien vielen von uns fast wie eine neue Offenbarung.

Freilich entstand zugleich da und dort der Eindruck, als wäre die Entwicklung des innerkirchlichen Lebens bis auf die jüngste Zeit in ihren wesentlichsten Belangen rückläufig gewesen, und als wäre das Christentum nicht so sehr, wie Adam in seinem Buche »Christus unser Bruder« so schön schreibt, »die Zeit des Werdens, der Selbstentfaltung, der Selbstverwirklichung des Menschen Jesus Christus«. Liegt solch einseitiger Betrachtungsweise nicht der Fehler

zu Grunde, daß wir die einzelnen Ereignisse im Zeitgeschehen der Kirche oft zu leicht und nur nach ihrem zeitbezogenen Werte beurteilen und uns zu wenig mühen, die darin ruhenden Dauerverwerte zu heben, ihre Verflechtung mit den Ewigkeitswerten der Kirche zu sehen, die liturgie- und dogmengeschichtliche Sicht aus den verschiedensten Bereichen der Selbstentfaltung des mystischen Herrenleibes zu vervollständigen? Sind die zwei Jahrtausende des kirchlichen Lebens nur ein Zehren von den Urkräften oder nicht vielmehr Zeiten stets wachsender fruchtbarer Lebenskraft?

Solche Gedanken drängen sich auf, looft man wieder ein Buch zur Hand nimmt, das selbst voll Lebensfreude einen Abschnitt aus dem quellenden Leben der Kirche Christi bietet. Ein solches Werk hatte uns 1932 in der ersten Auflage der Franziskaner Fra Agostino Gemelli in seinem »Il Francescanesimo« geschenkt¹. Es war das Ziel des Verfassers, die Entwicklung der franziskanischen Geistigkeit und deren dauernde Bedeutung zu zeichnen. Er löst an diesem Beispiel die oben gestellte Aufgabe, aus dem Zeitgeschehen die Dauerverwerte zu heben. Gewiß bietet gerade die Geschichte des Franziskanertums manche der Unterlagen, auf denen die Ansicht über das allmähliche Absinken der Christusbezogenheit in der Kirche, über eine Zerplitterung oder Veräußerlichung und Verflachung des christlichen Gebetslebens bei ungünstiger oder gar unrichtiger Sicht aufbauen konnte. Gemelli zeigt nun, wie wir all dies nicht losgelöst sehen dürfen. Er rügt, daß die große Vorliebe des 19. Jahrhunderts für

das Franziskanertum vielfach nur Ästhetizismus gewesen war für gewisse Leute, überlast von den Kostbarkeiten der Museen und Salons, ein neuer Genuß, wie etwa derbes Hausbrot nach einer Fülle Süßigkeiten. Nicht minder tadelt er, daß andere, gläubige Kreise sich zwar religiös Franziskus näherten, aber daß für sie das Franziskanertum eher ein frommer Trost, eine Frömmigkeitsübung, ein Ablasswerk, als eine Geisteshaltung und Lebensform (*forma mentis et vitae*) ist. Um den Wert einer Erscheinung wie das Franziskanertum zu ermessen, dürfen wir nicht bei Äußerlichkeiten stehen bleiben, müssen wir zum Wesentlichen vordringen.

Hierzu gehört zunächst die Erkenntnis der geschichtlichen Situation, aus der es geboren wurde. Sie zeigt uns, daß es sich nicht um ein Abklingen, sondern um eine gesunde Reaktion, ein Wiederaufleben in der Geschichte der Kirche handelt. Wohl war die tiefe Krise des 10. Jahrhunderts im Leben der Kirche überwunden. Aber gerade diese Zeit neuen christlichen Einsseins, wie es nach außen vor allem durch die Kreuzzüge gezeichnet ist, trägt in sich den Keim sich geradezu überstürzender Ereignisse. In den Städten, in ihrem Bürgertum erwuchs plötzlich eine breite Schicht außerhalb des Bereiches der alten und neuen Klöster, also der Träger der jüngsten Reform. Die Reichtümer und neuen geistigen Welten des Ostens legten breite Fresken in den eben neu erwachten christlichen Idealismus.

Der alten Frömmigkeit und Seelforge war in diesen weiten neuen Bereichen buchstäblich der Boden unter den Füßen gewichen. Nicht nur der Widerstreit zu den großen Herren und reichen grundbesitzenden Klöstern hielt diese neuen Volksmassen von der Kirche fern. Sie hatte scheinbar auch ihrem Sehnen, ihrem neuen Sein nichts mehr zu geben. Sie verlangten nicht um Hilfe und Unterstützung für ihre irdischen Belange, sondern im Gegenteil, sie erwarteten von der Kirche, daß sie den Auswüchsen dieses ihres neuen Lebens entgegentrete, um es auf den Weg des Heils zurückzuführen. Sie verlangten nicht so sehr ein Herabziehen der Übernatur auf ihre Ebene, sondern vielmehr die Hilfe zum Durchbruch zur Übernatur aus dieser ihrer neuen Lebensauffassung und Geistigkeit heraus. Weil sie dies nicht fanden, legten sie selbst Hand an, eben in ver-

¹ Milano, Verlag Vita e Pensiero; seitdem in mehreren Auflagen. Eine deutsche Überlegung: »Das Franziskanertum«, wurde 1936 durch P. Dr. Hugo Dausend O. F. M. im Verlag von Jakob Hegner in Leipzig besorgt. Die recht gute Überlegung konnte natürlich den ganzen Zauber und Duft des italienischen Originals, das, wie der Verfasser schreibt, einem Herzensbedürfnis seiner franziskanischen Seele entsprungen ist, in die fremde Sprache nicht mitnehmen. Die Zitate dieses Aufsatzes sind im allgemeinen der bereits drei Monate nach dem ersten Erscheinen erfolgten zweiten Auflage des »Francescanesimo« entnommen.

schiedenen Sekten jener Zeit, von denen die der Waldenser die bekannteste ist. Es ist klar, hier konnte der Grundsatz der alten Klöster, die »stabilitas loci«, die Verwurzelung mit dem Boden, die wohl der Zeit des ritterlichen Lebensstaates entsprach, nicht mehr genügen. »Die Erde bindet; die »stabilitas« weist auf das beschauliche Leben hin. Die Bürgergemeinde dagegen ist Bewegung, und Bewegung ist Aktion. . . . Am Ende des 12. Jahrhunderts machte sich unter den christlichen Völkern ein zweifaches Verlangen geltend: Das Leben enger dem Evangelium anzugleichen, den neuen Lebensformen eine christliche Wertung zu geben, vor allem jener, die der ganzen neuen Kultur den Stempel geben wird: der Aktion. Und da fandte der Herr St. Franziskus.«

Hierin, in der Heiligung der Aktion, in einer Entfaltung sprühender Lebenskraft, echter Vitalität aus christlicher Wurzel, sieht Gemelli die große Daueraufgabe des Franziskanertums und damit den Dauerwert, den es der Kirche bringt, unbeschadet der Leistung anderer, zumal auch anderer Orden, die späterhin dieses Werk in ihrer Art mit weiterführen und entfalten. Und in der Tat sehen wir ja auch, wie gerade der hl. Franziskus in unfern Zeiten vom Papste zum besonders Patron der Katholischen Aktion bestellt wurde.

Wie wirkt sich nun diese einheitliche Linie im Leben des hl. Franz aus? Er selbst stand ja sein Leben lang unter dem Widerstreit des Ritters und des Kaufmanns in ihm. Da er sich entschloß, ganz Gott zu leben, vereinigten sich in ihm der Einsiedler und der Apostel, der hohe Flug des Condottiere und die Süßigkeit des Mystikers, die Kühnheit der Eroberung und die Strenge der Entfagung, die Liebe zu Gott und den Geschöpfen und die Loschälung von den Geschöpfen. Er war zwar einzigartig auch unter den Heiligen, aber wohl für seine Aufgabe, der Kirche Christi eine Brücke zu jenen Menschen einer neuen Zeit zu sein, besonders geschaffen. Franz löst diese Aufgabe nicht durch allhand kleine oder größere einzelne Mittel, soviel Kostbares und Köstliches auch aus seinem Werk hervorgegangen sein mag. Seine große Kraft ist die Liebe, und zwar, wie Gemelli fein bemerkt, seine besondere Art zu lieben, da doch auch jeder andere Heilige aus der Liebe Christi lebt. »Die

Eigenart der Liebe des hl. Franz ist klare Bestimmtheit (concretezza) und Entfagung; sie entfaltet sich in der frischen Tat und in der Armut.«

»Dank dieser klar bestimmten Ausrichtung seines Lebens wendet sich die Andacht des hl. Franz zur Menschheit des Gottesohnes, und zwar dort, wo sie zu tiefst erniedrigt und leidend ist: in Bethlehem, auf Calvaria und in der Eucharistie. Ja im Feuer der Liebe geht sie in der Angleichung so weit, bis ihr gegeben wird, daß das Übernatürliche fühlbar werde; und in der Tat prägen sich seinem Leib die fünf Wundmale Jesu ein, für ihn ein Siegel, für uns ein Zeichen seiner Heiligkeit. Aus dieser auf ein ganz bestimmtes Ziel gerichteten Art zu lieben, stellt er sich der Kirche zur Verfügung, sicher, daß die Kirche aus Christus geboren ist und sein geheimnisvoller Leib ist. Der hl. Franz ist der treueste Sohn der römischen Kirche; er besitzt das Katholischsein als Wahrzeichen seiner Liebe zu Jesus Christus, eben weil dieses Katholischsein die klar umrissene Form war, sie zu verwirklichen.« Demgegenüber hatten die Häresien, die dem Nachfolger Petri den Gehorsam verweigerten und eben deshalb nicht das ganze Evangelium annahmen, gerade diese konkret gefasste Liebe verneint. Ihre Gottesliebe galt irgend einer Gottheit und einem göttlichen Willen, nach menschlicher Willkür gebildet.

Der klaren Bestimmtheit der Liebe des hl. Franz entspricht auch, daß in ihm die Gottesliebe selbst bestimmte künstlerisch-schöpferische Formen annimmt. So steigen seine Gebete auf als herrliche Gefänge, so werden seine Betrachtungen von selbst zu lebenden Bildern, wie etwa die Krippe. So lernen wir diese einzelnen Züge aus dem Ganzen verstehen. Diese so ganz auf das Konkrete, das Klarumrissene ausgerichtete Liebe muß notwendig in der Aktion münden, d. h. eben in Werken der Liebe für die Notleidenden, bis zu den Missionsreifen ins Heidenland. In der Aktion schmelzen sich all die Gegensätze der wunderbaren Natur des hl. Franziskus ein wie in einer Resultante voll innerer Kraft. Die Grundkraft, die in ihm Göttliches und Menschliches verführte, ihm den universalen Zug gab, ihn meltauengeschlossen machte, ist die Liebe. »Ich meine damit die Gottesliebe, die eine Liebe zu ihm ist, der unser Erlöser ist, und zu den Men-

schen, die von ihm erlöst wurden; zu ihm, der unser erstgeborener Bruder ist, und zu jenen, die seine jüngeren Brüder sind.« So tritt Christus, der Bruder, schon hier in unsern Gesichtskreis.

Gewiß, das Beten des hl. Franz ist ungemein reichhaltig und darum auch so verschiedener Prägung: »Die auf den hl. Franz zurückgehenden oder von ihm selbst niedergeschriebenen Gebete haben nur den Ton des freudigen und vertrauenden Lobes. Jene Gebete aber, die er in der Einsamkeit unter Tränen und Seufzern emporsandte, waren auch eine Selbstprüfung vor dem Angesichte Gottes, Herzensapein der Reue, Betrachtung des Lebens und besonders der Leiden Jesu Christi, in die er sich so sehr einlebte, daß er weinend seines Weges zog und die Menschen einlud, das Leiden des Herrn mitzubewein.« Jene Zeit des neuen Verkehrs, des erwerbtreibenden Bürgertums mußte wohl im Gegensatz zu den stillen Klöstern und den natur- und schollenverbundenen Bauern viel greifbarer und in gewissem Sinne unmittelbarer den heiligen Geheimnissen gegenüber gestellt werden. Sie hatte keine Muße, die großen Wahrheiten still auf sich wirken zu lassen. Unmittelbar will sie den Gegenstand ihres Gebetes gleichsam mit Händen greifen. Dem kommt die ganze Gebetsweise der Söhne des hl. Franz entgegen und findet Ausdruck in den Werken einer neuen Kunst, wie eines Giotto und seiner Schule. Im Gegensatz zur Kunst in den romanischen und erst recht den noch älteren Basiliken stark byzantinischen Gepräges »rückt die Hölle in die Ferne, das Paradies kommt nahe und wird menschlich verständlich, der Gekreuzigte überragt den Richter und Triumphator in neuartigem Ausdruck der Verzeihung. Die 'Annunciata' beugt ihr Knie, erfüllt vom Geheimnis der Menschwerdung, die Gottesmutter steigt herab vom edelsteingeschmückten Thron, sie beugt sich über den lächelnden Knaben oder sitzt demütig auf einem Strohsack, um den Kleinen, der das dicke Süpplein nicht will, zu nähren. . . . Gleichklingende Gedanken und traute Gefühle gehen unsichtbar zwischen Erde und Himmel auf und ab, seitdem der Herold des Großen Königs den Tod seinen Bruder genannt hat.«

So dient der hl. Franz seiner großen Aufgabe, der Aktion, der neuen Lebendigkeit eines neuaufbrechenden Zeitalters zu

Ewigkeitswert zu verhelfen, ihr den Weg zum Übernatürlichen zu bahnen. »Man muß deshalb«, schreibt Gemelli, »zwei Gesichtspunkte bei ihm festhalten, will man nicht einerseits in die sentimentale Franziskusverehrung der Italienreisenden des 20. Jahrhunderts verfallen, oder andererseits zu der abgehärmten und traurigen Gestalt eines Franziskus kommen, wie ihn manche Maler des 15. oder auch gewisse Gebetbüchlein des 19. Jahrhunderts beliebten. Man muß beachten, daß er wohl das Leben liebt, aber in einer übernatürlichen Weise; daß er sich mit Christus kreuzigt, aber ohne das Leben zu verachten. Franziskus wie auch sein großer Jünger Bonaventura kennen wohl Abstand von den irdischen Dingen, der aber nie zur Verachtung wird. Sie überwinden, treten aber nicht mit Füßen. Die äußern Erscheinungsformen sind nicht das Wesen: die Krippe des Herrn, die lebendige Vergegenwärtigung seines irdischen Lebens, der Kreuzweg, die Verehrung seines Namens, seines Blutes, seiner Wunden, der Schmerzen und Freuden Mariens scheinen die so zarte und glutholle Charakteristik franziskanischer Geisteshaltung zu sein. In Wirklichkeit sind diese Andachten nur deren Ausstrahlung, nicht ihr Kern; dieser ist gegeben in der Gleichförmigkeit mit Christus. . . . Das Franziskanertum mildert und verinnerlicht die Theozentrik in der glühenden Verehrung der Menschheit Christi und im Bemühen, ihn in jedem Augenblick unseres Lebens nachzuahmen, und mildert die Anthropozentrik und sprengt deren egoistischen Kreis, indem sie durch die Liebe zur Liturgie und der unabdingbaren Pflicht zum Apostolat eine lebendige Bindung mit dem geheimnisvollen Leib Christi herstellt.« Gerade mit Rücksicht auf die große Berufung franziskanischer Frömmigkeit, die Tat christlich zu verlebendigen, erscheint es bedeutsam, daß sie die Geisteshaltung des Soldaten mit der Geisteshaltung des Geliebten verbindet. Mit Duns Scotus legt sie in der Lehre von der Oberherrschaft des Willens das Fundament für die religiöse Erfassung der Aktion. »Nur in seinem freien 'Ich will' ist der Mensch ganz er selbst; je nachdem dann dieses 'Ich will' dem Willen Gottes entspricht oder nicht, ist jede Tat für Gott oder gegen Gott.« Dabei ist diese Tat nach der Lehre der Franziskaner zunächst ein vor dem Gewissen überlegtes »Ich will«

und deshalb vor allem innerlich. So wird auch das Gebet selbst zur Tat. Es formt den innerlichen Menschen und durch ihn das äußere Werk. Dieses Werk wird nicht nur kein Hindernis für die Vereinigung mit Gott, sondern vielmehr Pflicht. So mündet schließlich alles wieder in die große Idee des Königtums Christi, die eine der bevorzugten Lehren franziskanischer Theologie seit deren ersten Tagen war. Es ist jene Königsherrschaft Christi, die der Arme von Assisi innerlich erschaute, als er seinen armen Mantel mit einem großen Gipskreuz zeichnete und im Gefühle seiner neuen Freiheit über die Abhänge des Subasio lief mit dem Ruf: »Ich bin der Herold des Großen Königs.«

Heute nun ist jenes Verlangen des 13. Jahrhunderts nach Einbettung der Tat in die Grundlagen des Christentums in eigenartiger Weise neu erwacht und hat dabei, zumal in seinen Anfängen, ein seltsames Sehnen nach jener franziskanischen Geistigkeit geoffenbart.

Das 19. Jahrhundert, das nach einer ersten Zeit der Romantik so recht zum Jahrhundert der Betriebsamkeit mit ihren Maschinen und ihrer Technik, des Aktivismus als einer auf all diesen leblosen und doch so ruhelosen Dingen aufbauen- den Geisteshaltung war, war auch, wie Gemelli mit Recht hervorhebt, zugleich das Jahrhundert, das wie kein anderes nach Franziskus ausschaute, Franziskus verehrte, ja feierte. Görres schrieb »Der hl. Franz von Assisi - ein Troubadour«, ein Chateaubriand und der edle Ozanam, der 1847 selbst Assisi aufsuchte, zählen zu seinen Verehrern. Die Fioretti des hl. Franz gehören zu den Lieblingen des Jahrhunderts. Selbst Fernstehende, ja Feinde der Kirche verehrten und priesen Franz, wenn auch auf ihre Art, so vor allem Renan und Sabatier. In Deutschland wurde die Liebe zu Franz von Assisi durch Henry Thodes Werk »Franz von Assisi und die Anfänge der Kunst der Renaissance in Italien« (1885) geweckt. Gewiß war in dieser Begeisterung viel Ästhetizismus, viel Äußerlichkeit einer fatten Zeit, Schöngestigkeit eines inmitten seiner technischen Fortschritte geistig doch matten Bürgertums.

Aber wie das 20. Jahrhundert in seinen geistigen Umwälzungen uns lehrte, kündigte sich in jener Franziskusliebe doch schon Tieferes an. Nicht zuletzt die

Jugendbewegung, besonders unsere katholische, ist ja ein Zeichen dafür, daß ihr der hl. Franz wirklich zum Wegweiser werden sollte, eben aus der Unrast einer hohlen Geschäftigkeit heraus zur wahrhaft lebendigen, geisterfüllten Tat. So steht Franziskus tatsächlich wieder an der Pforte eines neuen Abschnittes der Geistesgeschichte. Gewiß ist dieser neue Abschnitt reich an vielen Werten, die jene ersten franziskanischen Zeiten in dieser Art nicht kannten, gewiß haben wir vor allem wieder enger an die Urzeiten des Christentums anknüpfen gelernt, an jene Zeiten, da das Osteralleluja der Auferstehung als Siegeszeichen des Kampfes im Leben und Tod noch so unmittelbar erklang.

Aber darüber hinaus müssen wir auch heute wieder suchen und lernen, wie wir Christus gerade unserer Zeit predigen. Wie solch zeitgemäße Predigt nicht nur aus tiefster Innerlichkeit, sondern auch aus innigster Christusverbundenheit schöpft, das lehrt uns Franziskus.

Constantin Noppel S. J.

Süddeutsche Barockkirchen

In älteren geographischen Atlanten findet man auf manchen Karten leere Stellen mit dem Aufdruck »Unerforschtes Gebiet«. Auch die kunstgeschichtlichen Werke des 19. Jahrhunderts weisen bezüglich des 18. Jahrhunderts eine solche Leerstelle auf. Aber man nannte sie nicht »Unerforschtes Gebiet«, sondern, vom Dogma der alleinseigmachenden klassischen Kunst befangen, wenn auch nicht immer ausdrücklich, so doch dem Sinne nach »Der Erforschung nicht wertiges Gebiet - Wüstenland«. Das Schlagwort vom finsternen Mittelalter fand entsprechende Anwendung auf das 18. Jahrhundert. »Nacht«, überschreibt Franz Reber in seiner Geschichte der neueren deutschen Kunst (1875) das Kapitel über die Kunst des 18. Jahrhunderts und schließt es mit den Worten: »Alles ist Plagiat und Armseligkeit, und der gesamte Eindruck der einer kümmerlichen Nachtlampe, deren nur mehr glimmender Docht an dem letzten Rest des alten Oles zehrt.« Das ist nur eine Stimme aus dem Unisonochor der damaligen Kunstgeschichtsschreiber. Burckhardt und Nießche sind zwar später aus dem Chor ausgeschieden, aber auch sie kamen über eine Ahnung, daß auch diese Kunstperiode ihr Großes habe, kaum hinaus.